

Die Zelle Welt

Nr. 44

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Los, Tommy!

Erzählung von Holger Drachmann.

(Schluß.)

Ein paar Tage waren verstrichen. Alles ging seinen regelrechten Gang. Tommy befand sich an Bord der „Queen Mab“ augenscheinlich wohl, und Kate hatte offenbar den — ich darf wohl sagen, bewundernswürdigen — Takt, ihrem hitzigen Liebhaber keine Mitteilung von dem kleinen Auftritt am Brunnen zu machen. Sie war der Situation ganz sicher so überlegen und hatte sich jedenfalls so durchaus an das Komische darin gehalten, daß der Lord ihr nicht weiter als gefährlicher Feind erscheinen konnte, während sie natürlich recht wohl einsah, daß er wenigstens für den Augenblick Tommy eine sehr gute Stütze sein konnte. Wenn ein Weib liebt, warm und innig, so überlegt sie in der Regel in sehr unzureichender Weise, soweit sie selbst in Betracht kommt, mit großer Klarheit und Schärfe dagegen in den Angelegenheiten ihres Liebhabers.

Ich fand eines Tages Gelegenheit, sie im Vorbeigehen zu begrüßen. Dabei sah sie mich sehr forschend an, als wisse sie nicht recht, was sie von mir halten solle, welchen Anteil an dem „Experiment“ des Lords sie mir zuschreiben solle. Ich tröstete mich mit meinem guten Gewissen und nickte ihr beim nächsten Male sehr freundlich zu, ohne im übrigen je in Erfahrung zu bringen, wie dieses Zunicke aufgenommen wurde. Ich hatte es an dem Tage nämlich sehr eilig, da ich mit dem Lord, der mich bereits am Brückenkopf erwartete, aussegeln wollte. Aus dieser Segelpartie wurde übrigens nichts. Den ganzen Tag hatte eine leichte Brise über der See gestanden, und dieser Brise wegen hatte der Lord gedacht, wir könnten bis Beach Head kommen und weiter die Küste hinunter. Aber später am Nachmittage, als wir klar zum Segeln waren, segelte die Brise ihrerseits und entschwand spurlos. Nicht ein Kräufeln ging über die weiße Fläche. Luft und Wasser waren eins. Die Sonne brannte auf das ruhige Meer, und die weißen Sommerwolken spiegelten sich draußen vom Horizonte her bis dicht an die Seite des Schiffes. Wir warteten an Bord, bis die weißen Wolken stärkere und tiefere Farben annahmen, in der Hoffnung, daß der Abend mit seiner Kühle zugleich ein wenig Wind bringen würde. Aber alles blieb unverändert, und da die Wärme sowohl auf dem Deck wie unten uneträglich war, so winkte der Lord mir zu, wies auf den Abhang oben über der Stadt, wo schon die Schatten sich zu lagern begannen, und beorderte Tommy dazu, uns hinaufzubegleiten, indem er ihm so lakonisch wie möglich kund tat, daß er einen kleinen Handkorb mit Früchten und Wein mitnehmen solle.

Der Lord steuerte, vielleicht mit Absicht, um die Stadt herum auf den Bahndamm zu, und als wir diesem ein Stück gefolgt waren und das Stationsgebäude passiert hatten, kreuzten wir, ohne den brummigen Zuruf des mürrischen Bahnwärters zu beachten, die Schienen und ließen uns unter ein paar verkrüppelten Büschen nieder, die Tunnelöffnung etwa fünfzig Schritt weit zur Rechten und die blanke Wasserfläche des Kanals zu unseren Füßen.

Die blanten Eisenbahnschienen liefen dicht an uns vorüber, vielleicht fünf, sechs Fuß unterhalb der Stelle, wo wir saßen. Auf der anderen Seite des Gleises erstreckte sich die oben erwähnte Dornenhecke. Sie war nicht besonders hoch, aber ziemlich dicht; die Häuser der Stadt waren nicht zu sehen, aber das eine oder andere Dach schaute über die Hecke, und über den Dächern konnte man die Mole verfolgen, wie sie sich ins Wasser hinauswand und im Lichte der untergehenden Sonne gar prächtig mit der eleganten Yacht und dem glänzenden Spiegelbilde der hohen Tafelage in der kleinen, ruhigen Bucht harmonierte.

Der Lord war ungewöhnlich lebhaft geworden. Mochte der Grund in dem schönen Naturanblick liegen, der sich uns hier in seinen blendendsten Farben bot, mochte das angenehme Gefühl der Kühle mitsprechen, die uns umgab, oder mochten endlich andere Umstände ihre Wirkung auf die Sinne des verwöhnten Mannes üben, — das war nicht wohl zu entscheiden. Er forderte jedoch Tommy, der bescheiden seinen Platz oben über uns eingenommen hatte, mit einer gewissen Freundlichkeit auf, sich in unsere Nähe herunter zu versetzen, und als er seiner Tasche einen der bekannten zusammenschiebbaren Touristenbecher entnommen hatte, füllte er ihn mit Wein und bot ihn Tommy höchstfeigenhändig dar. Selber ergriff er sein Glas, drehte es zwischen den weißen Fingern und hielt es gegen das Licht. Mit unverkennbarem Wohlbehagen ruhte sein Auge auf dem dunkelroten Schimmer des feurigen, spanischen Trankes. Wie zerstreut nickte er dem Glase zu und rief aus:

„Ein schönes Leben oder einen raschen Tod! Ich begreife nicht, wie die Menschen es so im allgemeinen aushalten, zu leben.“

Darauf ließ er den Wein langsam die Kehle hinunterlaufen, mit einer Miene, als erweise er damit dem Inhalt des Glases eine große Ehre.

Ich sah den Lord an, und als er ausgetrunken hatte, sah er mich an und lächelte.

In demselben Augenblick ertönte der gedämpfte Pfiff einer Lokomotive im Tunnel, und

bald darauf hörten wir das dumpfe Gepolter eines im Annarsch befindlichen Zuges. Das Gepolter wuchs und wuchs mit unheimlicher Brutalität, plötzlich fuhr eine zischende Dampf Wolke zu der dunkeln Oeffnung heraus, und durch die Dampf Wolke hindurch, die mit Gewalt vor und zu Boden geschleudert wurde, kam dann die Lokomotive zum Vorschein wie ein böser Riese, der aus einem Berge ausfährt.

Der Lord war aufgestanden und starrte unverwandt dem Zuge entgegen, wie er jetzt auf uns zukam. Er streckte den Arm aus und wies auf die Lokomotive, die in diesem Augenblick ganz nahe bei uns war. „Jetzt . . . jetzt . . .“ rief er und stieß heftig mit dem Arm in die Luft.

Der geschwärmte Lokomotivführer, der an dem Bremsapparat drehte, sah uns ganz erstaunt an. Ein paar Passagiere, die die Köpfe zum Fenster hinausstreckten, warfen uns gleichfalls erstaunte Blicke zu. Und mit Knattern und Pfeifen und Scharren und Zischen fuhr die Wagenreihe an uns vorüber und auf das Stationsgebäude zu.

Der Lord drehte sich nach mir um. Seine Gesichtszüge waren in der heftigsten Spannung. „Haben Sie genau beachtet, wie weit die Lokomotive in dem Augenblick von uns entfernt war, als ich sagte: „Jetzt?““

Ich erwiderte, ich hätte es genau beachtet. „Ich sah mich ja dazu veranlaßt, weil Sie mir sozusagen den Augenblick bezeichneten,“ setzte ich hinzu, ohne recht klug daraus zu werden, was er wollte.

„Nun gut, Sir,“ rief der Lord mit einem Ausdruck im Auge, wie ich mich erinnere, ihn bei einem leidenschaftlichen Spieler gesehen zu haben. „Hätten Sie gewagt, in dem Augenblick über die Schienen zu springen?“

Ich glaubte, der Mann sei verrückt.

„Nein,“ sagte ich ohne Bedenken.

Er tat fast, als habe er meine Antwort überhört. Er fuhr fort:

„Ich glaube, es ließe sich machen. Ich bin meiner Sache sicher, es ließe sich machen. Ein kaltblütiger Mann mit kräftigen Beinen hätte hinüberschlüpfen können, gerade in dem Moment, als ich „Jetzt!“ sagte. Sehen Sie, man krümmt sich wie ein Tiger und dann springt man. Einer von meinen Freunden hat mir erzählt, daß er einmal einen Yankee hat hinüberspringen sehen. Er gab mir so genau wie möglich an, wie weit die Maschine in dem Augenblick, als er sprang, von dem Manne entfernt war. Der Yankee verdiente hundert Pfund Sterling dabei. Wenig oder viel, ganz wie man es nimmt. Es kommt darauf an, wie hoch man

sein Leben schätzt. Ich selber würde gerne springen, aber dann müßte es eine Wette gelten. Im übrigen geht viel vom Interesse verloren, wenn man den Sprung nicht selbst mit ansehen kann. Ich wünschte, ich wüßte einen Mann, der . . ."

"Ich will springen, Mylord," ertönte Tommys Stimme dicht hinter mir.

Erschrocken drehte ich mich um. Tommy stand ganz ruhig da, mit festem, beinahe hartem Gesichtsausdruck.

"Ich will springen, Mylord, um ein neues Boot und hundert Pfund Sterling."

"Ich füge ein Haus hinzu," rief der Lord mit blinkenden Augen. "Dieser Gentleman hier ist Zeuge. — Kommen noch mehr Büße heut' abend?"

"Es wird zu dunkel," beeilte ich mich zu sagen.

"Gut," erwiderte der Lord. "Dann warten wir bis morgen."

"Morgen früh, etwas vor vier, wird der erste Zug hier sein," sagte Tommy, nach wie vor ruhig.

"Also abgemacht!" schloß der Lord. "Morgen früh um halb vier treffen wir hier zusammen, und Tommy springt. Wir können die Entfernung vorher abschreiten, so wie wir sie jetzt vor uns hatten, als der Zug kam. — Natürlich sind wir drei Männer und keine Plaudertaschen," fügte er hinzu und sah mich und Tommy dabei fest an. "Wir geben uns unser Wort, keinem etwas von der Sache zu sagen. — Na, es ist gut; und nun wollen wir gehen!"

Wir gingen schweigend von dannen. Als wir ans Ufer kamen, trennten wir uns, und jeder ging seines Weges. Ich trat in mein kleines Zimmer, zündete mir eine Pfeife an und suchte der Aufregung Herr zu werden, in die mich dieses wahnwitzige Unternehmen versetzt hatte. Sollte der Lord wirklich ein Schurke sein, der diesen Anlaß benutzen wollte, sich Tommy vom Hals zu schaffen, um dann . . .? Ich wagte diesen Gedankengang nicht fortzusetzen; ich wehrte mich aufs äußerste dagegen, es zu glauben. Der Lord war ein exzentrischer, verrückter Engländer, aber kein berechnender Mörder! Nein! — Aber gab es denn eine Möglichkeit, wie Tommy diesem Wagemutigen entgehen könnte? — Denn daß Tommy nicht zurücktreten würde, dessen war ich gewiß; er sprang ja um mehr als um sein Leben, er sprang um den Besitz Rates.

— Ich ging die Situation wieder und wieder durch, wie sie gewesen war, als der Zug herangebraust kam. Ich erinnerte mich an die fürchterliche Nähe und Geschwindigkeit der Lokomotive. Aber andererseits war es doch nur ein Sprung, das heißt: ein Nu, eine Sekunde! — Der Lord hatte von einem Tiger gesprochen. Ja, Tommy war so ein junger Tiger, der die Kraft aller seiner Nerven und Muskeln in einen einzigen Sprung legen konnte. Außerdem — ich will es ehrlich gestehen, daß ich daran dachte — außerdem konnte ihm ja ein glücklicher Nebenstand zu Hilfe kommen. Die Inzenerierung der ganzen verrückten Idee beruhte ja allzu sehr auf dem rein Unbestimmbaren und Zufälligen. Die Bremse könnte ja zum Beispiel schon in Tätigkeit getreten sein, bevor der Lord das Zeichen gäbe. Oder der Lord könnte vielleicht morgen, von einer Gewissenhaftigkeit getrieben, wie sie der ernste Augenblick verlangte und wie ich sie, was den Lord betraf, keinen Grund hatte zu bezweifeln — der Lord und auch ich könnten vielleicht morgen dazu gelangen, die Entfernung von der Lokomotive für den Sprung, wenn auch nur um ein paar Zoll, zu vergrößern. — Und doch, genau das Gegenteil könnte ja der Fall sein . . . Ich lehnte mich im Stuhle zurück und hielt die Hand vor die Augen, wie um das Bild nicht mehr zu sehen, das mir meine aufgeregte Phantasie jetzt ausmalte. Es war das Bild von Tommys zerschmetterten, blutigen Gliedern vor der entsetzlichen Maschine. Ein Bild von Schreien und Verwirrung, vom Anhalten des Zuges, von zornigen, drohenden Menschen, die auf den gefühllosen Lord und mich, Tommys Freund, zustürzten.

Ich sprang auf und stellte mich ans offene Fenster; und allgemach, wie sich der klare, freundliche Abendhimmel, der einsörmige Gesang eines Fischers, der vor seiner Türe saß und sein Netz flüchtete, und der Anblick des still ruhenden Meeres, allgemach, wie sich die linke Presse dieses ganzen Sommerabends über mein Gemüt breitete, beruhigte sich meine rastlose Phantasie, und mir war zumute, wie einem Manne, der weiß, daß er am nächsten Morgen einem Freunde im Duell als Sekundant beistehen soll, und dessen überwiegendes Gefühl die Hoffnung auf den glücklichen Ausgang des Duells ist. . . .

So kam denn der Morgen heran.

Ich hatte mich zeitig wecken lassen, und ich erinnere mich, daß ich gründlich Toilette machte, um die Zeit totzuschlagen und nicht zu früh am Orte der Zusammenkunft einzutreffen. Wir hatten nämlich, um kein Aufsehen zu erregen, verabredet, daß jeder für sich den Abhang hinaufsteigen sollte. Ich ging durch die kleinen Straßen, wo mich nur ganz vereinzelt Fischer und Fischerfrauen mit einem Guten Morgen begrüßten. Ich kam an dem Brunnen vorbei und sah die Rauntür offen stehen. Kate fiel mir ein, und ich dachte daran, daß sie vielleicht binnen einer Stunde nicht mehr im Besitze . . . Nein, ich knöpfte meinen Rock zu und wies alle trübsinnigen Gedanken dieser Art von mir. Dann stieg ich den kleinen Fußpfad hinauf, der zum Stationsgebäude führt, wendete mich nach links, ging weiter den Damm entlang, überschritt die Schienen und kam an den Platz, wo wir am Abend vorher mit dem Weintorb gegessen hatten. Noch war ich allein. Ich ließ mich unter den kleinen, verkrüppelten Sträuchern nieder. Da draußen am Horizont streckte sich eine blaue, dicke Wollenbank, so weit das Auge reichte. Ein schwacher, goldener Schein spielte auf der obersten Rinne dieser Mauer. Ob die Sonne schon aufgegangen oder noch im Begriff dazu wäre, war nicht leicht zu entscheiden. Ich sah auf meine Uhr. Sie stand. Ich wollte meinen Uhrschlüssel benutzen, aber den hatte ich zu Hause gelassen. Dann zog ich eine Zigarre aus der Tasche, zündete sie an und ließ den Rauch in kleinen Ringen zu den violetten Wolken aufsteigen, ließ ihn sich mischen mit der kühlen, stärkenden Morgenluft.

Und solch einen Morgen wählte man zu solch einem Geschäft!

Ich fing an, mich zu schämen, denn ich merkte, mir würde weich ums Herz. Ich sollte ja Sekundant bei einem Duell sein, und — da hinten kamen die Duellanten. Sie mußten bei der Station zusammengetroffen sein; nun gingen sie miteinander den Damm entlang, und dann standen sie bei mir und sagten mit Guten Morgen. Beide waren ruhig; Tommy vielleicht etwas blässer als gewöhnlich — doch darauf will ich keinen Eid leisten.

Der Lord sah auf seine Uhr; ich ließ mir seinen Schlüssel und stellte meine Uhr nach der seinen. Es war also zehn Minuten nach halb vier.

Hierauf suchten der Lord und ich nach den Zeichen, die er sich an der Dornhecke und dem Abhang dahinter gemerkt hatte, um die Stelle genau zu bestimmen, wo wir gestern gestanden hatten. Als dies geschehen war, ließen wir Tommy die Lokomotive markieren und legten die Entfernung fest, wie weit die wirkliche Lokomotive von uns weg sein sollte, wenn der Lord das Zeichen gäbe, zu springen. Ich will nicht leugnen, daß es ein qualvolles Gefühl für mich war, den armen Wicht da nach dem Kommando des Lords auf den Schienen hin und her rücken zu sehen, um die Nähe oder Ferne des schrecklichen Gegenstandes zu bezeichnen, der ihn vielleicht im nächsten Augenblick vernichten sollte. Der Lord betrachtete Tommy während aller dieser Vorbereitungen scharf, und es kam mir so vor, als bereite ihm die unerschütterliche Resoluteit, die der Bursch zeigte, einen gewissen Genuß.

Schließlich war alles in Ordnung, wie der Lord sagte, und wir stellten uns hintereinander auf, Tommy zuborberst, dann der Lord und dann

ich, dicht unten am Gleise, ein paar Fuß unterhalb der Stelle, wo wir gestern gestanden hatten.

Da sahen wir plötzlich den Bahnwärter auf uns zu laufen, mit der Hand winken und etwas rufen, was wir nicht recht verstehen konnten.

"Wenn er hierher kommt und uns vertreiben will," sagte der Lord mit zusammengebrochenen Zähnen, "so schlagen wir ihn zu Boden, und einer von uns knebelt ihn. Ich stehe für die Folgen ein; er darf uns nicht stören; es fehlen nur noch zwei Minuten."

Ich nickte mechanisch Beifall. Der alte Bahnwärter kam in vollem Laufe ans Gleis, und dann auf uns zu und rief mit erhobenem Arm: "Sie müssen da weg, meine Herren! Ich weiß . . ."

Weiter kam er nicht. Die geballte Faust des Lords traf ihn dicht über dem Auge; er stürzte um, wir zogen ihn zu uns herauf, und ich steckte ihm mein Taschentuch in den Mund.

Eine Sekunde danach hörten wir es drinnen im Tunnel pfeifen. Ich konnte Tommys Wange sehen; sie wurde kreidebleich und dann flammendrot. Er stand unbeweglich, die Arme ein wenig ausgestreckt, die Hände geballt.

Der Lord zog seine Uhr aus der Tasche und ließ sie ebenso geschwind wieder zurückfallen. Darauf tat er einen Schritt zur Seite, so daß er gleich über Tommys linkem Arme zu stehen kam. Ich spürte, wie mir das Blut vor den Ohren brauste, aber lauter brauste der Dampf der Lokomotive. Ich hörte den infernalischen Spektakel des anfahrens Zuges. Da hob der Lord seinen rechten Arm über Tommys Kopf. Ich sah die Lokomotive dicht bei uns; ich sah, wie Tommy sich zu dem fürchterlichen Sprunge zusammenkrümmte . . .

"Los, Tommy!"

Aber kaum hatte der Lord den Ruf ausgestoßen, so fiel sein Arm mit seiner ganzen Kraft auf Tommys Nacken nieder. Zitternd von dem Schläge und der gebrochenen Spannung sank der heldenmütige Bursch in die Knie: der Zug fauete an uns vorbei, der Lokomotivführer und ein paar Passagiere betrachteten uns womöglich noch verdutzt als gestern abend, und dann meinte ich, soweit ich überhaupt in diesem Moment gewaltsam erregter und gewaltsam gebrochener Spannung etwas meinen konnte, dann meinte ich zu hören, wie ein durchdringender Angstschrei sich in das Kreischen der Dampfpeife mischte.

Tommy war, als das Gleise wieder frei war, der erste, der zur Dornhecke auf die andere Seite hinübersprang. Ich drückte heftig die Hand des Lords, und wir folgten. Da drüben hinter der Hecke lag die arme Kate leichenblau, konvulsivische Zuckungen gingen über das schöne Gesicht.

Keiner von uns sagte ein Wort. Wir hoben sie auf und trugen sie ins Zimmer des Stationsvorstehers; als sie wieder zu sich kam, fiel sie Tommy um den Hals mit dem einen Rufe: "Du lebst!" —

Ich will nicht von dem Auflaufe sprechen, den wir unter dem Publikum auf dem Perron verursachten. Alle sprangen aus den Coupés; alle fragten, aber keinem wurde seine Frage beantwortet. Ich will nicht von den Scherereien sprechen, die der Lord hatte, als der Zug endlich mittsam dem Publikum wieder verschwunden war und der Bahnwärter langsam längs der Schienen angetaumelt kam und dem Stationsvorsteher seine Not klagte, als der Stationsvorsteher, der Bahnwärter und ein paar Matadore der Stadt den Lord und Tommy und mich eines Mordes und eines Mordversuchs beschuldigten.

Ein Lord ist in England wie überall ein mächtiger Mann, besonders wenn er neben einer Lustjacht zwei Grafschaften besitzt. Der mächtige Mann ist zum Schluß immer Herr der Verhältnisse, und der Lord war es hier. Eine Schwierigkeit stellte sich jedoch heraus, der nicht so leicht abzuwehren war: das war die Krankheit, in die die arme Kate infolge des gefährlichen Experimentes verfiel, das der Lord mit ihrem Liebhaber ange stellt hatte. Wie sie in Erfahrung gebracht

hatte, was vor sich gehen sollte — ob der Wahnwörter etwas geahnt oder das treue Kind selbst eine Ahnung gehabt hatte — ich habe es nicht erfahren. Über krank wurde sie, und krank lag sie noch lange nach diesem Morgen danieder. Und wenn ich zu guter Lecht, und zwar mit ungeheurer Freude, mitteile, daß Tommys unermüdlige Hingebung und nicht die weniger unermüdlige Sorgfalt des Lords und der beiden aus London herbeigeholten Aerzte schließlich den Sieg über ihre Krankheit davon trugen, so dürfte es vielleicht ebensosehr die kluge und unverdorrene Natur des gesunden und kräftigen Mädchens gewesen sein, die diesen Sieg gewann.

Am Tage darauf, als Kate sich zum erstenmal seit jenem Morgen wieder im Freien zeigte, standen sie, Tommy, der Lotsenalterman, der unkräftige Wahnwörter und ich oben an der Dornhecke und sahen dem eleganten Lustschoner nach, der mit allen seinen hohen, weißen Segeln auf die offene See hinaussteuerte. Da wendete sich der jetzt so außerordentlich liebenswürdige Alderman mit den Worten an mich:

„Ja, da fährt er hin. Ein Gentleman ist er, und ein verrückter Kerl wird er auch wohl bleiben, bis die Schute ihn mal auf hundert Faden Wasser unter sich selbst verankert. Nun frag ich Sie, der Sie doch ein bißchen vom Seewesen verstehen, ist das eine Manier, bei so einer Brise solche Segel zu führen?“ —

Leichte Ware.

**Blaffer Mohn wuchs an der Laube,
Wo wir uns zuerst geküßt,
Traube drängte sich an Traube,
Sommerfönnenglutdurchläßt.**

**Und der Birke leichte Haare
flatterten im weichen Wind.
Leichte Haare, leichte Ware,
Sie und ich und du, mein Kind!**

**Heute: Kahle Birkenzöpfe,
Weinlaub rauscht zu meinem Fuß,
Durch des Mohns gedörrte Köpfe
Bläht des Nordsturms rauher Gruß.**

Ewald Gerhard Seeliger.

Das internationale Prinzip ist unsterblich wie die Menschheit, und, verkleumdet, eingekerkert, gestandrecht, wird es aus jeder Feuerprobe geläutert und gestärkt hervorgehen und die Kunde um die Welt machen. Diejenigen aber, welche dieses Prinzip bekämpfen, sprechen sich selbst das Urteil; und wer unsere Bestrebungen für Hochverrat an dem heutigen Staat erklärt, legt nur Zeugnis ab für die Nichtigkeit unserer Anschauung, daß bloß in der Universalrepublik die Menschheit ihre Bestimmung erfüllen kann, und daß Völkerglück und Völkerfriede unverträglich sind mit dem Bestande der Monarchien.

Liebkecht vor den Leipziger Geschworenen
im Hochverratsprozeß von 1872.

Der Zustand muß ein Ende nehmen, daß die Völker Europas bis an die Pähne bewaffnet wie Räuber sich gegenüberstehen, von denen einer auf einen Moment der Schwäche des anderen wartet, um ihn zu überfallen und zu berauben. Es ist ein Wahnsinn, daß alljährlich Millionen Männer in der Blüte der Jahre, im Alter höchster Leistungsfähigkeit oder im Begriff, auf den verschiedenen Gebieten der Künste und Wissenschaften sich diese Leistungsfähigkeit zu erwerben, in die Kasernen gesperrt und auf die Exerzierplätze gebannt, einem öden, geisttötenden Drill unterworfen werden, statt in den Arbeiten der Kultur und Zivilisation zu wetteifern und die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen menschenwürdiger gestalten zu helfen.

Bebet, Nicht stehendes Heer, sondern Volkswehr.
(1898.)

Aus den Zeiten der gelben Gefahr

Von H. Conrady.

(Fortsetzung.)

Die gelbe Gefahr, wie sie an Japan herangetreten ist, sah nun ganz wesentlich anders aus, wie einst unter Dschingis Chan, wie auch noch unter Ditali, Kubuk und Mangu Chan. Wenn Japan 1281 erobert worden wäre, so hätte es keineswegs eine Entvölkerung und Kulturvernichtung zu erwarten gehabt, sondern wäre zweifellos in der Hauptsache mit dem wesentlich glimpflicheren Geschick davongekommen, daß es unter eine Fremdherrschaft gerathen und dem Großchan tributpflichtig geworden wäre. Von großen Meheleien, wie sie unter den früheren Chanen gang und gäbe waren, ist zur Zeit Kublai Chans nur ein Beispiel zu berichten. Als die Eroberung Südschinas in den ersten Anfängen stand, wurde in der Hauptstadt von Szechuan, die sich hartnäckig vertheidigt hatte, die ganze Einwohnerschaft niedergemacht, um anderswo vom Widerstand abzuschrecken. Im übrigen aber hatte Kublai Chan seinen Feldherren Befehl gegeben, die Bevölkerung erobelter Städte zu verschonen. Diese Neuerung wurde aber in den Schatten gestellt durch den viel weitertragenden Abfall von den alten Sitten, daß Kublai Chan überhaupt gar kein Nomade mehr war. Damit hatte freilich schon sein Vorgänger Mangu Chan insofern den Anfang gemacht, als er sich den größten Teil seiner Regierung fast andauernd in Karakorum aufhielt und sich hier nicht mehr, wie Dschingis Chan, mit dem altherkömmlichen Filzzelt begnügte, sondern in einem komfortablen Steinhaus wohnte; aber er blieb doch wenigstens in den Weideregionen der Mongolei. Kublai Chan dagegen kehrte von Anbeginn seiner Regierung der Heimat den Rücken — nicht um wie Dschingis Chan, an der Spitze seines Volkes in Waffen die Welt kreuz und quer zu durchstürmen, sondern, um sich selber und sein Heer dauernd in China anzusiedeln.

Peking war der Platz, den er zu seiner Residenz auswählte. Hier ließ er neben der alten Chinesenstadt ein riesiges Bierock, die heutige „Tartarenstadt“ von Peking, mit Wällen und Gräben einschließen und darin für sich und seine Umgebung ein prunkvolles Schloß von riesiger Größe errichten. Die Mongolen lebten teils in dieser neuen Metropole, die mongolisch Kambalu genannt wurde, teils waren sie als Garnisonen über China verteilt. Die Truppenmacht Kublai Chans bestand aber nicht mehr allein aus mongolischen Reitern, sondern man hielt es für unbedenklich, ein chinesisches Fußvolk zu bilden, wobei freilich die Vorsicht gebraucht wurde, die chinesischen Soldaten, die sich aus den nördlichen Provinzen, aus „Kathai“, rekrutierten, in den Süden, nach „Mangi“ zu legen und umgekehrt: Kathai und Mangi hatten bisher zu wenig miteinander gemein gehabt, um die Befürchtung zu wecken, daß sie sich eines Tages zusammen gegen die mongolische Fremdherrschaft erheben würden. Kublai Chan mochte auch glauben, nicht für einen Fremdherrscher angesehen zu werden, weil er sich selber nicht als Fremder fühlte. Er war in der Tat mehr Chinese als Mongole. Wie er selbst chinesische Sitten angenommen hatte, so suchte er auch seine Landsleute für die chinesische Zivilisation zu gewinnen. Ein tibetanischer Lama erbachte ein Alphabet für die mongolische Sprache, in die auf Regierungsbefehl und Regierungskosten zahlreiche chinesische Bücher übersetzt wurden. Die mongolischen Jungen, deren ganzer Unterricht früher im Reitenlernen und in Waffenübungen bestanden hatte, lernten nun in öffentlichen Schulen lesen und schreiben, um mit den Schätzen der chinesischen Weisheit bekannt zu werden.

Unter solchen Umständen versteht es sich von selbst, daß unter Kublai Chan nicht mehr an eine Wirtschaftspolitik à la Dschingis Chan, an eine

Schlachtung der goldbelegenden Henne gedacht wurde. Im Gegenteil waren die mongolischen und chinesischen Staatsmänner in Kambalu, die auf Mitschutjai gefolgt waren, darauf bedacht, die ökonomische Entwicklung Chinas als Voraussetzung finanzieller Leistungsfähigkeit nach Möglichkeit zu heben. Unter Kublai Chans Regierung wurde eines der gewaltigsten Kulturwerke aller Zeiten vollendet, der 800 Kilometer lange Kaiserkanal, der einen zusammenhängenden Verkehrsweg quer durch Ostchina vom Jangtschiang bis zum Peiho herstellte. Auch zu Lande wurden die Verbindungen verbessert, große Heerstraßen nach allen Richtungen angelegt und in bestimmten Abständen mit Absteigequartieren für die Passagiere der Postwagen versehen, die regelmäßig verkehrten. Der Seehandel wurde in jeder Weise begünstigt, die Häfen den ausländischen Schiffen geöffnet, deren immer mehr aus Indien, Persien, Arabien und China Handel trieben. Ausländische Gelehrte, Kunsthandwerker usw. suchte die Mongolenregierung zahlreich ins Land zu ziehen, um der chinesischen Zivilisation durch Aufnahme fremder Elemente einen neuen Antrieb zu geben. Der bekannteste von den Europäern, die im Dienste Kublai Chans gestanden haben, ist der Venetianer Marco Polo, der von 1275–1292 teils in Kambalu am Hofe des Großchans sich aufhielt, teils hohe Ämterstellen in den Provinzen des Reiches bekleidete. Nach Italien zurückgekehrt, veröffentlichte er seinen Reisebericht, der zwar nicht frei von Wundergeschichten und von Uebertreibungen ist, im großen und ganzen aber von den bemerkenswertesten Einrichtungen und Zuständen des Mongolenreiches in China eine zuverlässige, freilich auch einseitige Darstellung gibt.

Zu den interessantesten Dingen, von denen er berichtet, gehört das Faktum, daß unter Kublai Chan in China schon auf großem Maßstabe mit Papiergeld gewirtschaftet wurde. Auch sonst erfahren wir von Marco Polo Tatsachen genug, aus denen erhellt, daß China zu Kublai Chans Zeiten ökonomisch weiter fortgeschritten war, als die höchstehenden Teile des gleichzeitigen Europas. Die gewerbliche Tätigkeit, hauptsächlich die Textilindustrie war hoch entwickelt — bis zur kapitalistischen Manufaktur. In den Werkstuben von Quinsay oder Hangschou im südlichen China waren je 10, 15 bis 20 Mann, in einigen 40 Mann unter einem „Meister“ beschäftigt, und Marco Polo fügt ausdrücklich hinzu, daß die reichen Gewerbetreibenden nicht mit ihren Händen an der Arbeit teilnahmen, sondern fein herausgeputzt in ihren Läden herumstanden. Diese Zustände hatten die Mongolen in der Hauptstadt des „Seidenlandes“, wie Marco Polo diese Gegend nennt, nun zweifellos schon vorgefunden. Zu den Schöpfungen der Mongolenregierung gehörten die Staatsmanufakturen, in denen der Großchan die Massen von Wolle, Hanf und Seide verarbeiten ließ, die ihm als Zehnten zutamen. Neben den Staatswerkstätten gab es Staatsmagazine für Getreide. Darin speicherte die Regierung große Mengen von Getreide auf, das sie in Zeiten des Ueberflusses kaufte, außerdem das Zehntentorn. Sie sorgte auf diese Weise während der fetten Jahre für die mageren vor. Wenn eine Fehlernte eintrat, so wurde das Getreide der staatlichen Kornspeicher zu niedrigen Preisen verkauft, außerdem der Tribut erlassen. All das ist nun schön und gut. Aber den Lichtseiten der Mongolenherrschaft in China, von denen unser Venetianer mit liebevoller Ausführlichkeit spricht, stehen Schattenseiten gegenüber, von denen er schweigt. Höchstens kann man aus seinen Angaben über die Prachtliebe des Großchans, über die fruchtlosen Kriegszüge über See usw. den Schluß ziehen, daß diese Dinge ungeheure Kosten gemacht und schwer auf dem chinesischen Volke lastet haben müssen. In der Tat war der Steuerdruck fast unerträglich: um so mehr, als der Großchan in Kambalu sich blühwenig darum kümmerte, wie die Statthalter und Steuerpächter in den Provinzen mit dem Volk umsprangen. Die Aus-

beutung war zu intensiv, um die Chinesen vergessen zu lassen, daß eine Fremdherrschaft auf ihnen lastete.

Die Macht Kublai Chans erscheint seinem Bewunderer Marco Polo größer als die aller seiner Vorgänger, „da er ihre Besitzungen geerbt und durch Eroberung sozusagen die ganze übrige Welt hinzugefügt hat.“ Das ist nun eine große Ueberschätzung. Tatsächlich begann das mongolische Weltreich unter Kublai Chan bereits in eine Anzahl von Teilreichen zu zerfallen. In Turkestan geboten die Nachkommen von Dschingis Chans Sohn Zagatai, dessen Name auf das von ihm beherrschte Reich übertragen wurde. Iran und Mesopotamien waren das Reich der „Schane“ aus der Familie Hulagu. In Rußland begründete Batu das Chanat Kiptschak, auch Reich der „goldenen Horde“ genannt. Ebenso führte Sibirien eine Sonderexistenz. Nun ist wahr, die Chane von Zagatai, von Iran und Mesopotamien, von Kiptschak und von Sibirien erkannten Kublai Chan noch als Oberherrn an und sandten regelmäßig Ehrengaben zur Bekundung ihrer Abhängigkeit vom Großchan, ihrer Zugehörigkeit zum allgemeinen Mongolenreich. Aber tatsächlich waren die Teilreiche schon so gut wie unabhängig. Sie wurden es auch dem Namen nach, als Kublai Chan 1294 starb. Seine Nachkommen waren nichts weiter wie Kaiser von China. Hier haben sich die Mongolen noch drei Vierteljahrhunderte behauptet, aber unter immer häufigeren Umständen des chinesischen Volkes, wobei sich mehr und mehr herausstellte, daß die militärische Ueberlegenheit der fremden Blutsauger im Schwinden war. 1368 schüttelte China das Joch ab. Die Mongolen wurden aus dem Lande getrieben und mußten wieder hinaus in die unwirtlichen Steppen der Mongolei, ihrer Heimat, in der sie sich nun gewiß nicht besonders heimisch gefühlt haben werden. Derweil behaupteten sich die übrigen Stämme noch auf dem Boden der anderen Teilreiche. Aber nur in Kiptschak und in Sibirien hielten sie nach der Mitte des 14. Jahrhunderts noch unter einheitlicher Leitung zusammen. In Iran und Turan dagegen waren die Hordeverbindungen schon auseinandergefallen, trieben die einzelnen Stämme sich wieder meistens jeder für sich und in Feindschaft mit den übrigen herum, wobei sie denn ihre nomadischen Eigentümlichkeiten bewahrten. So konnten sie von neuem zu einer gelben Gefahr werden, wenn sie wieder einmal unter einer Führung zusammengefaßt wurden. Das geschah im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts von Zagatai aus unter Timur oder Tamerlan, dessen Name nicht weniger fürchtbar geworden ist wie früher der Dschingis Chans.

Timur (geboren 1336) gehörte einem mongolischen Stamm an, der sich südlich von Samarkand umhertrieb. Er folgte seinem Vater in der Häuptlingswürde. Im Verlauf der wilden Stammeskämpfe, die das Reich Zagatai zur Zugendzeit Timurs zerfleischt, empfing er eine Wunde, die ihn lahm machte. Seitdem wurde er gewöhnlich „Timur der Lahme“, Timur-lenk genannt, und hieraus ist Tamerlan geworden. Mit ungewöhnlichen Talenten zur Heerführung begabt, schwang er sich in ähnlicher Weise, wie Dschingis Chan, zum Felsherrn über immer mehr Stämme empor und wurde im Jahre 1370 auf einem allgemeinen Kurultai der Mongolen von Zagatai zum Großchan erwählt. Behaupten konnte er sich natürlich nur, wenn er an der Spitze seiner Reiterhorden in die Welt hinausstürmte zu großen Raubzügen im Stile seines berühmten Vorgängers und Vorbildes Dschingis Chan. Gleich dem ersten Mongolenführer wollte Tamerlan die ganze Welt erobern: wie nur ein Gott, so solle auch nur ein Herrscher auf Erden sein, lautete sein Grundsatz. Zunächst freilich hatte er noch lange zu tun, um sich auch nur in Zagatai zum alleinigen Herrn zu machen. Noch ungefähr ein Jahrzehnt beständiger Feldzüge innerhalb der Grenzen von Turkestan verging, bis Tamerlan daran gehen konnte, seine Welterober-

ungspläne in die Wirklichkeit zu übersetzen. Seit 1381 hatten die mongolischen Zeit herrscher und die einheimischen Potentaten von Iran den Ansturm der Reiterhorden aus Zagatai auszuhalten und wurden einzeln geschlagen. Tamerlan führte den Krieg von vornherein mit ausgesuchtester Grausamkeit, um Schrecken zu verbreiten. Wenn aber die einmal Unterworfenen, wie dies immer von neuem geschah, nach seinem Abzug in andere Gegenden sich wieder erhoben, so konnte seine Wut überhaupt keine Grenzen. Als die Einwohner von Sebsewar einen Aufstand gewagt hatten, ließ Tamerlan zweitausend von ihnen lebend wie Bausteine aufeinander schießen und mit Lehm und Kalk zu Türmen aufmauern. Eine Rebellion in Isfahan ward durch systematische Ausrottung der Bevölkerung geahndet. Nach der geringsten Angabe wurden hier 70 000 Menschen erschlagen, die abgehauenen Köpfe zu Pyramiden aufeinandergehäuft. Auf diese Art wütete Tamerlan in ganz Iran.

(Schluß folgt.)

Die Chinesen in Amerika.

Von Arthur Baar.

John Chinaman, wie der Amerikaner jeden gelbhäutigen Pospträger kurzweg nennt, um sich mit den vielen gleichartig klingenden Namen nicht zu plagen, hat sich in einer ganzen Reihe von amerikanischen Städten vergnüglich festgesetzt, oft zum Mißvergnügen der Einwohner, die John Chinaman nirgends recht leiden mögen. Von San Francisco bis New York sind in vielen größeren Städten Chinesenviertel entstanden, das bedeutendste in San Francisco. Da haben sich die Söhne des Reiches der Mitte ein Stück China aufgebaut und leben, ihrer zäh-konservativen Natur entsprechend, in der Fremde genau so wie daheim.

Es gefällt ihnen jedenfalls nicht schlecht in Amerika, denn sie sind schwer zu bewegen, wieder heimzukehren; sie finden bessere Lebensbedingungen und haben mehr Freiheit der Bewegung als in China. Darum verlocken sie auch viele ihrer Landsleute nachzukommen und helfen ihnen mit allerlei Listen und Schlichen, die scharfen Einwanderungsverbote zu umgehen und ins Land zu gelangen. So nimmt denn auch die Zahl der Chinesen langsam aber stetig, trotz aller scharfer Maßregeln gegen die Einwanderung, in den Vereinigten Staaten zu. Nach dem Zensus von 1900 wurden 119 000 Chinesen gezählt, einschließlich 26 000 auf Hawaii. Außerdem leben 70 000 Chinesen unter amerikanischer Herrschaft auf den Philippinen. Von den 100 000 Chinesen, die man jetzt auf die Vereinigten Staaten allein rechnen kann, leben 45 000 in Californien, davon 20 000 im Chinesenviertel von San Francisco. Californien zog die Chinesen zuerst an; die Kunde von der Entdeckung des Goldes lockte auch die Pospträger in Massen herbei. Ueber 18 000 kamen im Jahre 1852, und dieser Zubrang jagte den Amerikanern Schrecken ein. Eine starke Bewegung gegen die Chinesen begann, bis man endlich durch gesetzliche Maßregeln einen Damm gegen die gelbe Flut errichtete.

Während die Angehörigen aller anderen Nationen sich in den Vereinigten Staaten schnell amerikanisieren, bleibt der Chinese in Kleidung, Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen unverändert derselbe. Er lernt sehr wenig von der englischen Sprache und verabscheut amerikanische Sitten als roh und barbarisch; er ist stolz auf seine alte Kultur und dünkt sich erhaben über den Weißen. Sehr friedlich gesinnt, und auch wohl aus Klugheit, erträgt er ruhig die Verachtung, mit welcher der Amerikaner ihn behandelt.

So friedliebend der Chinese im allgemeinen auch ist, so gibt es doch zuweilen im Viertel eine Reihe von Mordtaten, wenn einzelne Familien

oder Aliquen miteinander Krieg führen. Ein Mord soll dann den anderen sühnen, auf die Ermordung bestimmter Personen werden Belohnungen ausgesetzt, und die Polizei kann den Verbrechern nur schwer auf die Spur kommen.

Die Herrschaft im Chinesenviertel führen bestimmte Gesellschaften oder Logen, denen jeder Chinese tributpflichtig ist. Im Viertel von San Francisco bestehen sechs solcher Verbindungen: eine Art wohlorganisierter Hilfs- und Schutzvereine, die aber unter Umständen ihre Mitglieder tyrannisieren, ausbeuten und unbedingten Gehorsam fordern für alle Regeln, die aufgestellt werden. Für neuankommende Chinesen bieten diese Gesellschaften viele Vorteile, denn sie treten für die Interessen ihrer Landsleute ein, wo es Not tut. Die Hilfsbedürftigen werden mit Rat und Tat unterstützt; es wird ihnen Arbeitsgelegenheit verschafft, gespartes Geld wird in Verwahrung genommen und die Verbindung mit dem Heimatlande vermittelt; auch Waren-, Brief- und Geldsendungen werden besorgt.

Den amerikanischen Kaufmann verdrückt es, daß er mit der chinesischen Bevölkerung nur wenig Geschäfte machen kann. Der Chinese läßt am liebsten alles, was er braucht, aus China kommen oder er stellt es selbst her. Ein nicht geringer Teil der Waren, die Amerika von China bezieht, dient dazu, die Bedürfnisse der Chinesen im Lande zu befriedigen. Von Bedürfnissen darf man nur reden, wenn man nicht an die Masse der armen, arbeitenden Chinesen denkt. Ihre Bedürfnislosigkeit ist unheimlich weitgehend. Jahrzehntelang trägt der Kuli denselben Kittel und Hut; seine Schlafstätte entbehrt aller Bequemlichkeit, er schläft in einem engen Raum mit vielen anderen Leidensgenossen zusammen; seine Nahrung ist einfach, er stellt keine besonderen Ansprüche, wenn er nur satt wird; unverdrossen arbeitet er von früh bis spät und ruht nur aus, um wieder arbeiten zu können. Eine Familie hat er nicht zu ernähren, und beim erbärmlichsten Lohn spart er noch Geld. Daß ein solcher Konkurrent auf dem Arbeitsmarkt ein wahres Schreckgespenst für den amerikanischen Arbeiter ist, wird man begreifen. Für fromme christliche Amerikaner ist es eine große Sorge, daß die Chinesen, die eingewanderten sowohl, wie auch die in Amerika geborenen, so schwer für das Christentum zu gewinnen sind, trotz aller Sonntagsschulen und Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden. Es muß dem Chinesen ein sichtbares, materieller Vorteil geboten werden, um ihn bereit zu finden, sich taufen zu lassen.

Eine einheitliche Religion haben die Chinesen nicht; sie halten sich hauptsächlich an die Morallehren des Confucius. Der Ahnenkultus wird sehr gepflegt; die Verehrung der Eltern und Vorfahren ist ein hohes Pflichtgebot für jeden. Älteren Leuten wird gewöhnlich sehr respektvoll begegnet. Im allgemeinen ist der Aberglaube ungeheuer stark verbreitet. Es wimmelt von bösen Geistern, um jeden Chinesen, und tausenderlei Mittel werden gegen diese in Anwendung gebracht. Sie beten an, wo sie fürchten, und schaffen sich ihre Götter je nach Bedarf; sie haben ihre Hausgötzen, denen sie Altäre errichten und Opfer bringen. Fanatiker sind sie nicht; sie üben vielmehr Toleranz gegenüber den verschiedenen Glaubensbekenntnissen.

Für einen Fremden ist ein Gang durch das Chinesenviertel in New York oder San Francisco hochinteressant. Der Amerikaner macht lieber einen Umweg, denn es riecht ihm dort zu unangenehm. Weltbekannt ist das Chinesenviertel in der Stadt am Goldenen Tor. Eng und schmutzig sind die Gassen, und ein eigentümlicher Geruch herrscht überall, aber das gehört dazu, um den Eindruck zu gewinnen, plötzlich nach China versetzt zu sein. Ueberall wimmelt es von den bizarrsten Gestalten, alle sind beschäftigt. Es ist ein Kommen und Gehen aus den Haus-, Keller- und Ladeneingängen. Einige tragen Lasten, nach gewohnter Art an einer langen Stange, die über die Schulter gelegt und in fortwährend schaukeln-

der Bewegung erhalten wird; manche sitzen vor den Haustüren bei ihrer Arbeit, andere bieten Waren feil.

An einer Straßenecke steht ein ganzer Trupp beisammen, man hört ein lautes Geschnatter, alle

reden die Häufe und lesen eifrig, was auf den dort angeklebten Plakaten in ihren Schriftzeichen verkündet wird, irgend eine Bekanntmachung oder eine Neuigkeit im Viertel. Vielleicht hat die Polizei während der letzten Nacht Chinatown heimge-

sucht, um wieder einmal eine Anzahl Spielhöhlen auszuheben.

Die Chinesen sind nämlich leidenschaftliche Spieler; die Reichen haben ihre Klubhäuser, wo hoch gespielt wird; für die Armen werden Lotte-



Herbststurm. Nach einem Gemälde von Leo Putz.

rien veranstaltet, wo jeder Einsatz angenommen wird. Die Polizei wird bestochen, so daß sie ein Auge zudrückt und trotz eifriger Suchens keine Spielhölle findet. Sind die Bestechungen aber nicht hoch genug, dann wird „ganz energisch eingeschritten.“ Uebrigens sind die Chinesen auch wegen ihrer Zindigkeit bekannt, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen.

Zwischen alten, baufälligen Häusern, wo oft unglaublich viele Chinesen eingepfercht sind, findet man auch manches hübsche, mit allerlei Zierrat versehene Gebäude mit stattlichen Geschäftsläden. Es gibt viele reiche Chinesen im Viertel, große Kaufleute, die einen ausgedehnten Handel betreiben. Da sieht man prächtige Seidenwaren, Stickereien, Basen, Schalen, sehr kostbare Elfenbeinschnitzereien und Ziermöbel; in der Keramik werden wundervolle Sachen hergestellt; und die Chinesen erzielen sehr hohe Preise für gute Ware, die Händler werden reich dabei.

Lebhaft geht es her, wo Schwären verkauft werden, aber appetitlich sieht es nicht gerade aus. An kleinen unsauberen Stangen hängen gebratene Fleischstücke und gebrütete Fische; fremdartige Früchte, Gemüse und aus China eingeführte Wurzeln liegen zum Verkauf aus; ein gebratenes Schweinchen ist gewöhnlich da, von dem der Verkäufer einzelne Scheiben abschneidet, ein Lederbissen für den Chinesen. Von den Fleischsorten ist überhaupt das Schweinefleisch am beliebtesten, dagegen wird sehr wenig Rindfleisch genossen, weil die meisten an dem in China herrschenden Grundsatz festhalten, daß man das beim Ackerbau so nützliche Tier nicht essen dürfe. Wichtig ist dabei freilich auch, daß Schweinefleisch viel billiger ist, als dieses. Auch Fische werden stark verkauft. Von der Milch halten die Chinesen nicht viel, sie glauben Milch sei ungesund; statt der Butter gebrauchen sie Del und Fett. Kaninchen, Hühner, Tauben, Enten konsumieren die reichen Chinesen in großen Mengen. In China kann der Arme nicht einmal den hochgeschätzten und ersehnten Schweinebraten essen, der in Amerika billig genug ist, daß jeder ihn gelegentlich sich einmal leisten kann.

Einige hübsch eingerichtete Restaurants haben die Chinesen in ihrem Viertel. Da gibt es sonderbare Delikatessen, wie z. B. Haifischflossen geröstet oder in Brühe, Krabbenschwänze in Ricinusöl, Silbermoos mit Fleischbrühe, Schwalbennester. Die Eier werden nach einer eigenartigen Präparierung gegessen, wodurch das Weiße in eine schwarze Masse verwandelt und auch das Gelbe viel dunkler wird; 30 Tage bleiben sie in einer bestimmten Lösung liegen und werden dann mit dem größten Appetit verzehrt, obgleich sie nach unseren Begriffen stinken. Allerlei zierliche Tassen und Schalen mit Süßigkeiten und Früchten stehen auf dem Tisch, wenn irgend eine kleine Mahlzeit eingenommen wird; geröstete Melonenterne fehlen niemals; der Tee wird direkt in der Tasse aufgebriht und ohne alle Zutat getrunken. Alle Speisen erhält der Chineser kleingeschnitten zerhackt und geschickt führt er sie mit den Stäbchen, die in einer Hand gehalten werden, zum Munde. Er findet es barbarisch, bei Tische das Messer zu benutzen. Der Gebrauch der Stäbchen ist in China sehr alt, wir haben noch mit den Fingern gegessen, als die Chinesen längst ihre Stäbchen gebrauchten. Als Servietten benutzt der Chineser Papierstängel; dieselben verwendet er auch an Stelle der unappetitlichen Taschentücher; er wirft das beschmutzte Stück natürlich fort. Unsere Art, das Taschentuch zu gebrauchen und wieder einzustecken, ist ihm ekelhaft.

Wein und Schnaps trinkt der Chineser gern, meist warm und nach eigener Zubereitung; betrunkene Chinesen sieht man trotzdem nicht. Wenn sie sich einen Genuß verschaffen oder in einen seligen Rausch versetzen wollen, dann greifen sie zum Opium. Da entschwindet dem Armen die harte Wirklichkeit und er träumt sich als glücklicher, zufriedener Mensch, wenn er in einem

schmutzigen Raum auf einer harten Bank liegt oder in einer Ecke zusammengelauert sitzt und seine Opiumpfeife raucht.

Sehr gern wird das Theater besucht, und in den Chinesenvierteln von New York und San Francisco rentiert sich jedes Theaterunternehmen. Wie alle Dramen, welche aufgeführt werden, so ist auch die Art der Aufführung uralte und der Weiße erfährt eine große Enttäuschung, wenn er ein solches Theater besucht. Für Ausstattung und Szenerie wird nicht das Geringste getan, jeder muß die Phantasie zu Hilfe nehmen. Die Schauspieler denken an, was dies oder jenes vorstellen soll; ein Brett kann z. B. eine Brücke bedeuten, zwei Stühle mit einem Tuch ein Bett und ähnliches. Es würde den Eindruck machen, als ob Kinder sich unterhalten und Theater spielen, wenn nicht jede Rolle mit einem gewaltigen Pathos und Geberdenspiel vorgetragen würde. Dabei wird viel gesungen und musiziert, denn ein gutes, chinesisches Drama ist zugleich eine Oper. Meist werden historische Spiele aufgeführt, die sich streng an die alte Geschichte Chinas halten. Die Handlung zieht sich manchmal durch mehrere Abende hindurch; mit Aufmerksamkeit und dem größten Interesse können die Chinesen allen Umständen einer Gerichtsverhandlung folgen, die ihnen vorgespielt wird, was für einen Weißen schrecklich langweilig wäre. Die Bühne kann während des Spieles von Leuten betreten werden, die mit dem Drama selbst nichts zu tun haben; das will nichts bedeuten, solange sie die Schauspieler nicht stören. Weißen Gästen wird auf ihren Wunsch gern ein Platz auf der Bühne eingeräumt, wo sie ungeniert sitzen und ihre Umgebung studieren können. Wer spät ins Theater kommt, hat es etwas billiger. Während man um acht Uhr 50 Cent bezahlen muß, kostet es nach einer halben Stunde 35 und eine ganze Stunde später 25 Cent. Schauspielerinnen sind sehr selten; es ist gegen das chinesische Schamhaftigkeitsgefühl, wenn ein Mädchen zur Bühne geht. Die Weiberrollen werden von Männern gespielt. Das beste Drama, welches zu den Meisterstücken der Welt gerechnet wird, heißt Pi—pa—ti; es wurde auch einmal in San Francisco aufgeführt. „Wer dies Stück sehen kann und nicht weint, hat niemals seine Eltern geliebt,“ sagt der Chineser. Es gibt eine englische Uebersetzung davon; im Jahre 1404 wurde es geschrieben.

Vieles erregt im Chinesenviertel die Aufmerksamkeit des Fremden, an dem der Einheimische achtlos vorbeigeht. Man blickt in einen Barbierladen oder vielmehr Barbierkeller. Derselbe unangenehme Geruch strömt heraus, man sieht dasselbe schmutzige Grau wie überall. Da hocken sie auf kleinen Schemeln und unterziehen sich der Prozedur, die langsam und umständlich vor sich geht und hauptsächlich darin besteht, daß die vordere Seite des Kopfes barbiert wird. Nur am Hinterköpfe läßt man das schwarzglänzende Haar lang wachsen, um einen schönen Zopf zu erzielen. Dieser Zopf wird gut einöfettet und sauber geflochten; wo er nur spärlich wächst, da hilft man sich auf ähnliche Art wie unsere Frauen es manchmal belieben; der Zopf wird künstlich verlängert, aber nicht mit falschen Haaren, sondern mit Seide, die hineingeflochten wird. Ein Wärtchen ist selten und wem ein solches wächst, der ist gar stolz darauf.

Da ist das Schild eines chinesischen Arztes, dem es an Patienten selten mangelt, trotzdem er von der modernen, medizinischen Wissenschaft wenig weiß und hauptsächlich auf den Aberglauben seiner Landsleute spekuliert. Gegen den tüchtigsten, weisen Arzt hat der Chineser großes Mißtrauen, aber zu den Beschwörungsformeln und oft wertlosen Arzneien des Gelehrten aus seiner Heimat besißt er unbedingtes Zutrauen. Wunderlicher Weise werden aber die chinesischen Ärzte nicht selten von Amerikanern aufgesucht, die sich einbilden, die Chinesen hätten vielleicht besondere Kräuter und Heilmittel, die helfen könnten. Man

findet in amerikanischen Zeitungen teuer bezahlte Anzeigen von chinesischen Ärzten mit Andeutung auf die geheimen Wissenschaften des alten China, und einige Dumme werden dadurch immer gefangen. —

Kleine Tabakläden sieht man häufig. In Hintergründe sind Chinesen in großer Zahl beschäftigt, Tabak zu schneiden und Zigarren zu drehen, die sehr billig verkauft werden. Während in amerikanischen Geschäften der Preis einer gewöhnlichen Zigarre fünf Cent beträgt, verkauft der Chineser zwei und drei Zigarren für denselben Preis. Die amerikanischen Zigarrenarbeiter sind natürlich auf die chinesische Konkurrenz sehr schlecht zu sprechen, und diese Konkurrenz ist gefährlich, denn es gibt große Fabriken für Tabakwaren, wo nur Chinesen arbeiten.

Wasch- und Blättanstalten findet man in großer Menge und nicht bloß im Chinesenviertel, sondern überall in der Stadt. Von früh bis spät plagen sie sich, und mit großer Emsigkeit; aber immer ist es die außerordentliche Billigkeit der Chinesen, die sie reichlich mit Arbeit versorgt und zugleich in der Arbeiterbevölkerung so verhaßt macht. Als Köche und Aufwärter sind sie von Privatleuten sehr gesucht; in Fabriken wie auf den Farmen finden sie Stellung, weil sie billig und willig sind. Sie kennen keinen Feiertag; unser Sonntag ist für sie eine eigenartige Einrichtung und sie machen natürlich gern Gebrauch davon, wo sie Gelegenheit haben. Ein chinesischer Ausbeuter läßt seine Arbeiter ununterbrochen fortarbeiten; nur einmal im Jahre wird gefeiert, nämlich am chinesischen Neujahrstage. Dann genügt aber nicht ein Feiertag, sondern es wird eine ganze Woche von der Jahresarbeit geruht.

Ein Besuch im Chinesenviertel zu Neujahr ist besonders interessant, weil jeder gepulzt auf der Straße erscheint, und weil man auch leicht Zutritt in die Häuser gewinnt. Das chinesische Neujahr verlockt auch gewöhnlich die Amerikaner, in Massen das Viertel zu durchstreifen und sich zu ergötzen, besonders abends, wenn die Illumination und das Feuerwerk stattfinden.

Der Chineser fühlt sich anscheinend wohl in Amerika; er ist ruhig, zufrieden und bewahrt immer seinen Gleichmut. Nur eine Sache bereitet ihm Sorge, nämlich, daß er in Amerika sterben muß. Sterben möchte jeder Chineser am liebsten in seinem Heimatlande; wer es irgendwie vermag, der sorgt denn auch dafür, daß seine Leiche nach China gebracht werde, da die Seele sonst im Grabe keine rechte Ruhe finden könne. Die Chinesen nehmen eine Doppelnatur der Seele an, eine männliche, die geistige und eine weibliche, die materielle; die männliche kehrt zum Himmel, die weibliche zur Erde zurück. Es ist für den Chinesen ein schrecklicher Gedanke, in fremder Erde zu ruhen; er stellt sich die Seele von bösen Geistern geplagt vor, wenn seine Familienangehörigen nicht am Grabe beten und opfern können, wie es die Pflicht erheißt. Diesen letzten, wichtigen Dienst, die Leichen nach China zu bringen, erweisen ihren Landsleuten häufig die Gesellschaften oder Logen, deren Mitglied der Verstorbene war. So beweist der Chineser auch im Tode noch seine treue Anhänglichkeit an die Sitten und Gebräuche der Heimat. —

Die Sonne giebt unaufhörlich ihr Licht auf die Welt aus, aber das Licht wird dadurch nicht erschöpft; genau so muß Deine Vernunft leuchten und nach allen Seiten überfließen. Sie ergießt sich überall hin und erschöpft sich nicht und zeigt weder Meißbarkeit noch Born, wenn sie auf ein Hindernis stößt, sondern beleuchtet ruhig alles, was danach verlangt, und läßt nicht nach und ermüdet nicht und bedeckt mit ihrem Schein alles, was zum Licht gewandt ist. In Dunkel aber läßt sie nur das, was sich selbst von ihrem Antlitz abwendet. —

Piratentum.

Novelle von Maison Forester. Autorisierte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

Boissinat empfand das dringende Bedürfnis, recht weit fortzugehen, irgend wohin, wo man seinen Sturz nicht kannte; die mitleidigen Blicke, die er jeden Augenblick ausstrahlen mußte, wurden ihm unerträglich. Wie alle Leute, die nur für die Kuffenseite leben, fand er es zu hart, auf alles zu verzichten, was bis dahin die Freude seines Lebens gewesen war.

Auf sein Ersuchen betraute ihn Le Hertel mit einer Mission. „Gehen Sie doch nach Marseille, mein Welter, das ist ein großes Handelszentrum, dort werden sich Käufer für unsere Flotte finden. Man hat mir erzählt, die Regier läßt daran, ihren Verkehr nach der Küste von Guinea zu verstärken. Besuchen Sie die Leute.“

Der Associe ließ sich das nicht zweimal sagen. Er weilte einen vollen Monat in Marseille. Schon beim ersten Schritt blieb ihm nicht die geringste Hoffnung. Man kannte auch hier ihren Schiffbruch und wollte die Wracks wohl kaufen, aber nur zu sehr niedrigen Preisen. Uebrigens hatte man schon in Nantes einen Vertrauensmann, der in die Sache eingeweiht war. Daher wurde Boissinat, und zwar ziemlich verb, abgewiesen.

Nach dem kühlen Empfang von Seiten dieser sonst so überschwänglichen Kreeber zu urteilen, zählte man Boissinat bereits zu den gefährlichen Besuchern, von denen man voraussetzt, daß sie dem schwarzen Glend anheimfallen werden und bald um einige Goldstücke betteln dürften, die man ihnen nicht leicht abschlagen kann. So wenig Boissinat sonst begriff, das begriff er wenigstens. Darum zog er sich verlegt in sich selbst zurück und dachte nur noch daran, in den Cafés auf der Avenue de Mailhan die Zeit tot zu schlagen.

Er wäre wohl hier geblieben, bis sein Geld zu Ende war, hätte ihn nicht eine anonyme, aber um so eindringlichere Depesche aus Nantes in große Unruhe versetzt. Das Telegramm hatte folgenden Wortlaut: „Sie täten gut daran, schnell zurückzukommen und Ihre Interessen zu überwachen.“

Zwei Stunden später packte Boissinat seine Koffer und fuhr über Nîmes und Clermont-Ferrand nach Nantes.

Schon um neun Uhr morgens war er im Bureau.

„Na, mein lieber Freund, da bin ich wieder. Ich habe aber keinen Käufer finden können, dabei habe ich Himmel und Erde in Bewegung gesetzt.“

„So, wirklich?“

„Ja, und Sie, — geht die Sache noch immer?“

Le Hertel betrachtete einen Augenblick diesen biederen Menschen, der so vergnügt aussah, und über den das Unheil hereingebrochen war, ohne ihm auch nur eine Runzel in die Stirn zu graben, während er sich selbst in Sorgen und Unruhe verzehrte.

Nein, sah der dumme aus mit seinen in die Stirn gekämmten Haaren, seinem gebrannten Schnurrbart und seinen hellen Handschuhen, die er schon am frühen Morgen trug.

Le Hertel war sich über den Entschluß, den er fassen mußte, vollständig klar geworden.

„Nun, mein lieber Boissinat, ich habe alles verkauft.“

„Ah . . .“

„Ja, ich habe alles verkauft, aber . . . schlecht . . . alle fünf Schiffe für 180 000 Frank an Landrieux in Havre.“

„Ach, was Sie sagen, aber das ist ja ein Spottgeld, denn eigentlich hatten Sie sie doch mit 850 000 Frank in den Etat gesetzt.“

„Na, und was weiter?“ fragte Le Hertel trocken, „jünger sind sie doch in unseren Händen auch nicht geworden. Am Tafelwerk fehlt eine ganze Menge, und die Segel sind abgenutzt . . . und außerdem, kritisieren ist leicht . . . Sie hätten was Besseres finden sollen, eine andere Offerte hatte ich nicht. Hier wollen die Leute die

Geschichte in die Länge schieben. Ich habe immer auf Ihre Nachricht gewartet. Was haben Sie eigentlich in Marseille gemacht, lieber Freund, womit haben Sie Ihr Tagewerk verbracht?“

Boissinat tat, als hätte er die Frage nicht gehört.

„Na, meinetwegen,“ murmelte er, „und wann wird das Geld gezahlt?“

„Im nächsten Monat. Uebrigens, sprechen wir davon noch! — Sie müssen von einer solchen langen Reise eigentlich müde sein, mein lieber Freund. Sie haben wohl viel Staub geschluckt, was? — und dann die häßliche Luft in der Stadt, wie verpestet. Nantes ist augenblicklich sehr ungesund. Alle Leute sind auf dem Lande, ruhen Sie sich doch in „Mipaille“ aus, mein lieber Freund, wir haben ja in der nächsten Woche noch Zeit, von Geschäften zu sprechen. Haben Sie nicht jezt Heuernte?“

Etwas beruhigt begab sich Boissinat nach Mipaille, um sein Gut zu inspizieren. Le Hertel arbeitete inzwischen ruhig an seinen Kombinationen.

Über zwei Tage später sah man Boissinat wütend nach der Stadt kommen.

Ach, er hatte da nette Dinge erfahren; jezt wußte er alles. Deshalb schrieb man ihm also nicht nach Marseille, deshalb schickte man ihn also zu der Heuernte! Diesmal war er entschlossen, zu . . .

Wozu?

Gut, denn! Er wollte beim Procurator der Republik eine Klage einreichen.

In der würdigen Haltung eines Mannes, der, von ungerechtem Argwohn verlegt, trotzdem ruhig bleiben will, versetzte Le Hertel mit seiner vornehmen Manier: „Na, was hat man Ihnen denn eigentlich gesagt?“

Schon bei diesen Worten war Boissinat sofort außer Fassung. Er war schon im allgemeinen kein großer Redner, und das Sprechen wurde ihm nicht leicht, aber weil er selbst nicht recht verstanden hatte, was man ihm gesagt, so erreichte seine Verlegenheit den Höhepunkt. Trotzdem leierte er alles herunter, was Herr Hinz und Herr Kunz ihm erzählt hatten. Seine Worte waren ziemlich unklar. Es war die Rede von versteckten Operationen, von Barzahlungen usw. Die Faustschläge auf den Tisch, mit denen er seine Rede in peinlichen Augenblicken begleitete, wenn die Worte nicht kommen wollten, brachten auch nicht die geringste Aufklärung, sondern verwickelten die Geschichte nur noch mehr.

„Na, ja,“ sagte Le Hertel bitter, „daran erkenne ich die Provinz.“

Er erhob sich und forderte Boissinat mit gebieterischer Miene auf, sich zu setzen.

„Genug der Beschuldigungen, die ebenso unwahr wie deplaziert sind. Hören Sie mich an. Ja, — in dem, was man Ihnen erzählt, ist ein Fünftel Wahrheit. Ja, — man hat mir die Flottille bar bezahlt.“

„Ah, Sie gestehen also?“ fragte Boissinat.

„Und von diesem Gelde habe ich nur den vierten Teil benützt, um die schlimmsten unserer Gläubiger zu befriedigen, der Rest — nun — den Rest — habe ich mir gesichert.“

„Gesichert?“ rief Boissinat; „das heißt, Sie haben ihn in die Tasche gesteckt oder gestohlen.“

Le Hertel stieß ein leises, abgehacktes Lachen aus. Er zuckte leicht die Achseln und fuhr fort: „Ach, möchten Sie sich nicht etwas parlamentarischer ausdrücken! Der Rest gehört der moralischen Persönlichkeit, die die Liquidation heißt . . .“ Le Hertel betonte dieses abstrakte Wort, da er wohl wußte, daß sein Associe es doch nicht verstand — „den Rest habe ich angelegt.“

„Angelegt, angelegt?“ fragte Boissinat, „in Ihre Tasche?“

Le Hertel kreuzte ruhig die Arme, trat dann einen Schritt vor und fragte: „Nun, und wenn es so wäre, worauf wollen Sie hinaus? Ja, mein lieber, Sie kennen mich also nicht?“ Er sprach sehr leise, wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist. „Und Sie glauben, eine Klage beim Procurator der Republik würde mich einschüchtern und mich veranlassen, das Geld zurückzugeben, wenn es mir nicht paßt? Ach, mein armer Freund, Sie sind wirklich nicht sonderlich tüchtig! — Und jezt folgen Sie genau meinen Worten und gestikulieren Sie nicht! . . . Das hat keinen Zweck! Wenn Sie ruhig bleiben und mich gewähren lassen, haben Sie alles zu gewinnen. Ich erkläre mich also deutlicher. Wie stehen Sie? Wie ist Ihre persönliche Lage heute? Jammervoll! Hier auf diesem Blatt habe ich alle unsere gemeinsamen Schulden, die noch nicht bezahlt sind, — sie betragen gerade 200 000 Frank in runden Zahlen. Vermutlich wünschen Sie nun, daß ich diese 200 000 Frank mit den 140 000 decken soll, die mir nach Bezahlung derjenigen Gläubiger, die allzu stark drängten, geblieben sind. Ihrer Meinung nach sollte ich also 200 000 mit 140 000 Frank bezahlen. Jedoch, werden Sie mir sagen, ich hätte wenigstens eine entsprechende Verteilung vornehmen sollen; das ist richtig, aber man würde Sie trotzdem versteigern, mein lieber Freund, man würde „Mipaille“ verkaufen, man würde Ihre Wagen verkaufen, Ihre Möbel und sogar Ihre elegante Garderobe.“

„Ja, jedenfalls würde man doch mich nicht allein zu Zahlungen heranziehen, Sie sind doch auch mit dabei.“

„Ach, mein lieber Freund? Oh! Ich danke für Ihr lebenswürdiges Mitleid, — in der Beziehung können Sie alle Sorge schwinden lassen. Mein Mobilier gehört Madame Le Hertel, die mit der Sache nichts zu tun hat, denn wir leben nicht in Gütergemeinschaft, ebenso gehört ihr der Pacht Hof „Marettes“. Aber nehmen wir an, wenn Ihnen das Vergnügen macht, daß man auch mein Eigentum versteigerte; — ich muß gestehen, ich sehe nicht recht ein, was Sie davon für einen Vorteil hätten? Fahren wir also fort, und hören Sie mich an. Ich habe Ihnen also erklärt, daß, wenn ich alles verteilt hätte, Ihre Lage nicht weniger verzweifelt wäre. Da ich in Geschäften etwas weiter als über meine Nasenspitze zu blicken pflege, und da mir Ihre Situation auch leid tut . . .“

„Was? . . . leid tut . . . was ist das für ein fauler Witz?“ rief Boissinat, noch immer ärgerlich, lauschte dabei aber aufmerksam auf Le Hertels Worte.

Der andere lächelte traurig und sagte in fast väterlichem Tone: „Ach, mein lieber Freund, wie schwierig ist es doch, mit Ihnen zu sprechen! Ich fahre also fort. Ich hatte Mitleid mit Ihrem Glend, und gleichzeitig sah ich, daß ich selbst noch einen kleinen Versuch zu einer günstigen Gestaltung unserer Angelegenheiten machen könnte. Wenn mein Plan gelingt, so übernehme ich allein sämtliche Passiva. Ich will mich sogar schriftlich dazu verpflichten. Wenn er mißlingt, ja, das wäre gerade nicht sehr schön, aber . . . wir sind auch nicht schlimmer daran, als vorher.“

Boissinat, der jezt ziemlich gefügig geworden war, hörte stillschweigend mit gesenktem Haupte zu. Er schien sehr erregt, von Zeit zu Zeit trockenete er sich die Stirn, — ach, er wäre gern wo anders gewesen. — Teufel auch, das war ein Pech!

Le Hertel der sich jezt als Herr der Situation fühlte, nahm wieder das Wort. Er ging mit würdiger Miene, die Hände in den Taschen, im Bureau auf und ab.

(Fortsetzung folgt.)



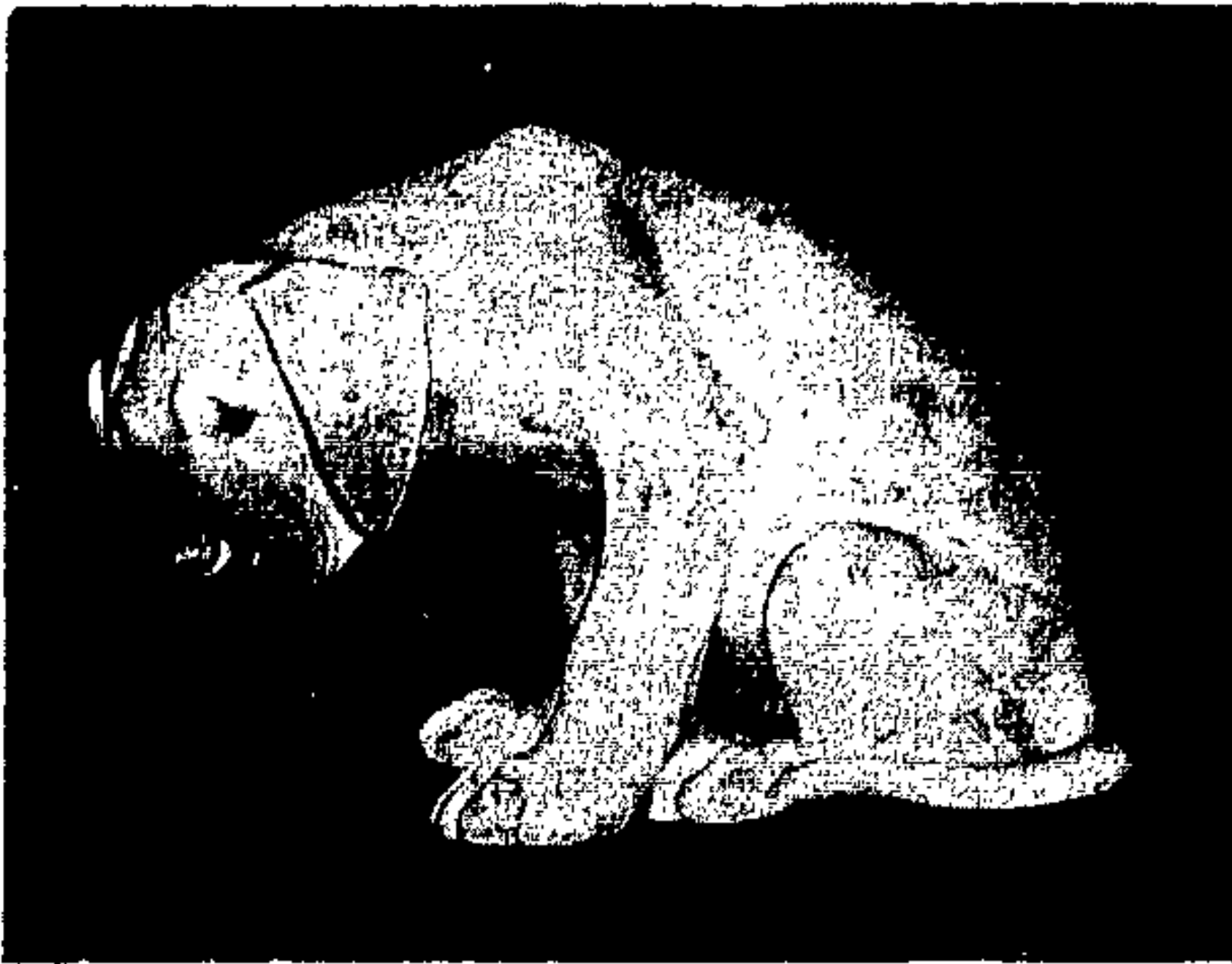
Kopenhagener Keramik. Als vor Jahr und Tag im Berliner Kunstgewerbemuseum die Porzellan- ausstellung den Lichthof füllte, konnte man unter den Nippesfiguren auch verschiedene Miniaturnachbil- dungen von Tieren bewundern. Heute gab es da, mit goldenen Haaren, Häute in Stellungen und Farben, wie sie diesen Tieren niemals eigen sind, usw. Annatur überall. Derartigen künstlerischen Mit- gestaltungen gegenüber tritt uns das „Kopen- hagerer Tier“ als vollendete Natur ent- gegen und ist dem lebenden Vorbild bis in das kleinste abgelauscht. Es lebt, es hat Seele, trotzdem es doch nur in schlichem Weiß mit sanftgrauer Tönung erscheint. Diese Kopen- hagerer Tiere werden nur nach lebenden Modellen gearbeitet. Der Zoologische Garten von Kopenhagen, der Mauer an Mauer mit der Porzellanmanufaktur liegt, bietet den Künstlern in erster Linie Modelle, andererseits werden ihnen auch sehr oft von befreundeter Seite originelle oder besonders schöne Tiere zum Nachbilden zur Verfügung gestellt. So finden wir unter den Kopenhagener Nippes äußerst putzige chinesische Hunde u. a. m.

Der Arbeitsvorgang bei der Herstellung dieser Tiere ist etwa der folgende: Hat der Künstler seinen Entwurf fertiggestellt, so wird er zunächst der Direktion vorgelegt und nach Genehmigung in Porzellanmasse geformt. Nun geht der Modeller ans Werk und arbeitet, dem vom Künstler gefertigten Entwurf folgend, an jedem Stück die Feinheiten, Adern, Muskeln, Hautfalten usw. heraus. So wird jedes Stück wieder ein kleines Kunstwerk. Sehr schwierige Sachen werden überhaupt nur in einem Exemplar hergestellt. Ist das künstle- risch ausmodellierte Tier zum Bemalen fertig, so kommt es in die Hände des Malers resp. der Malerin, die ihm seine zarte, graue Tönung geben; erst dann wird es gebrannt und fertig gemacht. Es ist kein Fabri- kationsbetrieb, der in der Kopenhagener Porzellan- manufaktur herrscht, es wird nur auf künstlerischer Grundlage gearbeitet. Geht man durch die Fabrik- räume, so wähnt man eher durch eine Reihe von Ateliers, als durch Fabrikräume zu wan- deln. Jeder der großen, hellen Säle ist durch leichte Wände in kleine Einzelräume geteilt. Um die zier- lichen Arbeitstische ranken grüne Kletter- pflanzen und andere Blatt- und Schling- gewächse, von den Decken hängen Am- peln mit lebenden Blumen, an den Fenstern grünt und blüht es. Das gibt dem Ganzen etwas ungemein Heiteres und Anmutendes.

Neben ihren Tieren bringt die Kopen- hagerer Fabrik neuer- dings auch ihre Fa- hencen auf den Markt. Auch hier liefert sie etwas voll- kommen Neues. Die Fahenceindustrie hat im Mittelalter und in der Renaissancezeit eine hohe Blüte er- lebt. Die alten, ita- lienischen Fahencen gaben der Industrie Weltruf. Dieser Ruf schwand indessen als die Porzellanindustrie emporzublühen be- gann und sank immer mehr. Um der Fahencefabrikation wieder aufzu- helfen, versiel man auf die denkbar schlechteste Idee, man versuchte in Fahence das Porzellan zu imitieren. Porzellan- und Fahencemasse beanspruchten indessen eine völlig verschiedene Behandlung. So kam denn auch nichts Ersprießliches zutage. Im Gegensatz zu dem bisher geübten Verfahren berief nun Fred Dalgas zum Direktor der Kopenhagener Fabrik, im Verein mit Direktor Krog — Künstler, die in Fahence nur das zu bilden hatten, was völlig dem Material entspricht und nur in Fahence zu bilden ist. Das Fabrikationsgeheimnis bleibt natürlich gewahrt. Die

Kopenhagener Fahencen zeichnen sich durch wunder- baren Glanz und leuchtende Farbenpracht vor allen anderen Erzeugnissen auf diesem Gebiet aus. — d. g.

Feine Matten oder Zetonga spielen auf S a m o a eine große Rolle. Wer viele feine Matten besitzt, ist wohlhabend und angesehen; viele gute Matten erhöhen den Rang und die Aussicht, einen höchsten Titel zu er- reichen; denn an verschiedene Zetongas sind besondere

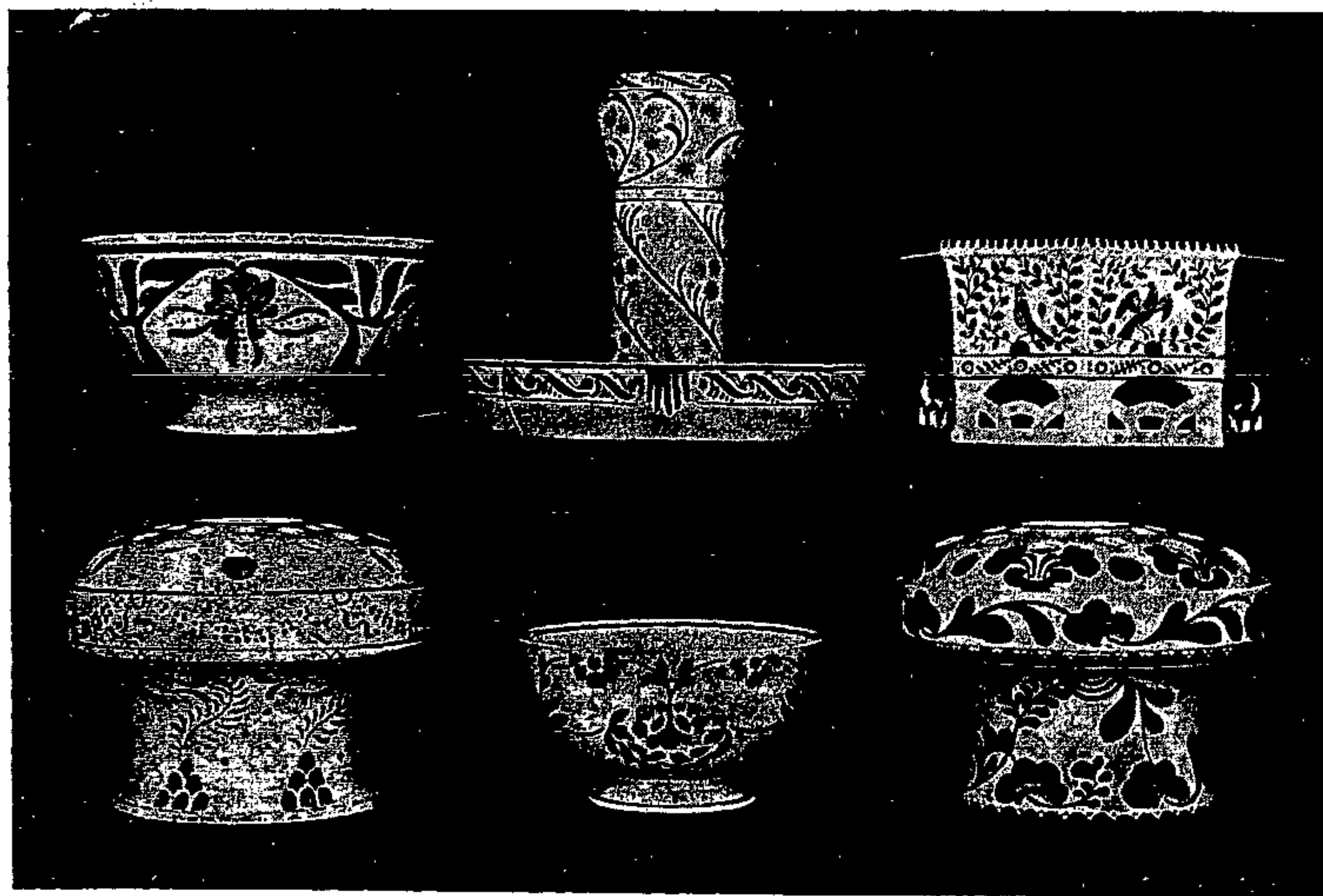


Kopenhagener „Tier“.

Namen und Würden geknüpft, die mit ihnen versehen, vertauscht oder verliehen werden. Das ist bei gewissen Anlässen der Fall. Die feinen Matten bilden das Heiratsgut und die Mitgift der Frau, das spezielle Besitztum und die Verleihung von Häuptlings- oder Regierungsmatten, die den besonderen Namen i e o l e malo führen, sind an ganz bestimmte Traditionen ge- knüpft. Die Zetongas bzw. i e o l e malo repräsen-

tiert. Die eine Art dieser Kletterpflanze ist in der Urwald der Berge zu Hause und kriecht an den Stämmen der Bäume empor, eine andere Art bildet auf den Kraterklüften dicht verworrenes Gestrüpp. Die Blätter sind denen der Dracaceen ähnlich, aber viel fester und länger. Sie werden sorgfältig ge- rissen und zur Kiste gebracht, dort getrocknet und dann in Wasser gelegt; darin weicht die Epidermis auf, daß sie sich in Streifen abziehen läßt. Diese 50 Zentimeter langen Streifen werden in 1 1/2 bis 8 Millimeter breite Streifen ge- spalten und hierauf fein geflochten. So wird zunächst ein Stück der Matte fertiggestellt, dann folgt nach Vorbereitung neuer Matten ein weiteres Stück. An einer Stelle der Matte manchmal auch an zweien läßt man die Enden strahlenartig frei, während die anderen Mäde fest geflochten sind. Bei besonders schönen Stücken wird die untere Franzenborte mit den zierlichen roten Brustfedern des kleinen Samoapapageis, fenga, der sich mit Vorzug in den Kronen und Blütenständen der Kokospalme aufhält, oder mit denen des größeren fenga vitt, von den Viti- (Fiji-) Inseln be- nächst. Da die Matten immer nur stückweise gearbeitet werden, dauert die Fertigstellung mehrere Monate, nicht selten über ein Jahr, das erklärt ihren hohen Preis, der in der letzten Zeit, infolge der Unruhen, noch erheblich ge- stiegen sein dürfte und steigen wird, da im Kriege viele Exemplare verloren gegangen bzw. der Vernichtungslust zum Opfer ge- fallen sind; andererseits wird der Bedarf an Geld zur Verringerung des Bestandes durch Verkauf führen. Es ist fraglich, ob in der Kunst überhaupt noch viele neue Matten ange- fertigt werden, da auch die Festlichkeiten, bei denen sie früher, als Lebensschutz usw., eine berufene Rolle spielten, immer mehr an Charakter und Bedeutung verlieren. Das ist sehr zu bedauern; denn wenn die Zetongas auch für moderne Verhältnisse trotz ihrer Festigkeit und fast seidartigen Feinheit keinen prak- tischen Wert mehr haben, so stellen sie in ihrer Art doch ebenso eigenartige wie kunstvolle ethnologische

Werkstücke dar. In Flechtarbeiten und übrigens die Samoaner Meister, die von ihnen zeugen, die liebste Handwerkskunst und Fächer, die Körbe und Körben, Klo, werden zum Teil aus Streifen von Pandanusblättern und aus dem gleichen Material wie die Zetongas usw. ge- fertigt, und zwar im erstaunlichen Ver- tauschel; wird rund, oval, bandig, bald eckig, ungerichtet oder mit verschiede- artigen Streifen ge- mustert, bilden sie im feuchten Klima der Insel fast un- verwundliche Behälter und Gebrauchsgegen- stände. In trockener Luft weichen sie sich zwar noch sehr dar- haft, aber doch nicht in dem Maße stand- haft. Das gleiche gilt für die zum Teil ebenso leichten und hübschen wie prak- tischen Fächer, die aus Blattstreifen und Bast geflochten. Auch an diesen muß man die Vielseitigkeit der Formen und Farben bewundern; man wird unter hundert Fächern selten zwei finden, die sich gleichen sind. Körbe und Fächer sind beliebte „Curiositäten“, und da ihre Herstellung geschickten Händen leicht zu- statten geht, auch leicht zu haben; immerhin lassen sich die Händler und die Eingeborenen selbst noch gut, von 1 Mark aufwärts, bezahlen. sw.



Kopenhagener Fayencen.

tieren nicht nur symbolisch einen hohen Wert, sondern auch materiell. Sie hatten früher die Bedeutung von Geld als Bezahlung gewisser Dienstleistungen und Objekte. So wurden beispielsweise die Haus- und Bootsbaumeister und die Tätowierkünstler u. a. mit feinen Matten bezahlt. Der Geldwert verkäuflicher Matten schwankt heute je nach Qualität und Größe zwischen 80 und 300 Mark; er steigt immer mehr, da die Herstellung immer seltener wird; denn sie erfordert außerordentlich viel Arbeit, Geschicklichkeit und Zeit. Das Material dazu liefert eine kletternde Pandanocce, Freycinetia, deshalb lau i e, d. h. Mattenblatt, ge-

Nachdruck des Inhalts verboten!